

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 3

Artikel: Miau : eine kleine Katzengeschichte
Autor: Gfeller, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Miau

Eine kleine Katzengeschichte von

HANS GFELLER

Illustration Trudi Egender



Sie war eine meisterlose, graugesprenkelte, magere, struppige Katze mit tiefenden Augen und Schorf an der Schnauze. Jeweilen gegen Abend fand sie sich ein, wenn der Melker den Teller mit dem Milchschaum vor die Stalltüre stellte, wartete hinter dem Brunnenstock ab, bis sich die legitime Hauskatze gesättigt hatte, um dann das, was allenfalls noch übrig geblieben war, aus dem Teller zu lecken.

Frieda, die Tochter des Bauern, bei dem ich einlogiert war, sagte, es verleihe ihr afe, jedesmal den Teller auszuwaschen, wenn die Vagantin daraus geleckt habe. He ja, das müsse man doch, sonst werde die Kathrine am Ende auch noch räudig — pfidi huß! Ob ich das Tier nicht abtun könne? Es sei auch gar ein Strubes, und am Ende sei es ihr wöhler, der Katze, wenn sie tot sei, als in dem bißchen armselig Leben.

He, das könne man schon, gab ich zur Antwort. Denn die Frieda war ein gar liebes, anmächeliges Mädchen, so in der schönsten Blust, und hatte es mir gehörig angetan. Ihr zuliebe tue ich das schon.

«So!?» — Wie sie das sagte! Als ob mein Anerbieten sie befremdete.

Nach einiger Zeit hatte ich mich mit der räudigen Katze angefreundet, mit Wurstzipfeln und so, und es war mir dann ein leichtes, sie in einen alten Deckelkorb zu sperren, zu einem gut zehnpfündigen Suurchabisstei. Mein Plan ging dahin, Korb, Stein und Katze in einer Glungge des Bärbaches zu versenken.

Ja, da stieg ich nun hinab in den Krachen, die Last am Arm und auf dem Gewissen, in der Tasche eingewickelt einen Wurstzipfel, als Henkersmahl sozusagen, und stand vor der besagten Glungge.

«Miau!»

Eben, eben — miau! Grad exakt so war mir zumute.

Eigentlich, ja, eigentlich könnte man das auch anders machen. Von jenseits des Baches fände sie den Weg kaum zurück, die arme Hutte, und Frieda wäre sie los, ob tot oder lebendig. Schließlich ist sie wohl auch eine gute Mauserin und brächte sich schon durch, und wer weiß, verliert sie auch die Räude. Korb und Stein versenkte ich, der Katze half ich über den Bach und gab ihr den Wurstzipfel.

«Husch, fahr ab und laß dich nicht mehr sehen! Bist auch gar eine Strube!»

Kurz und gut, am nächsten Abend kauerte die rüdische Katze wieder hinter dem Brunnenstock und wartete auf ihr Almosen.

«Hat sie sich jetzt doch noch aus dem Korb befreien können?» machte ich zu Frieda. «Tz, tz!» Damals konnte ich noch rot werden, wenn ich log. Frieda schaute mich so seltsam an und sagte nichts.

«Ja, dann erschieße ich sie halt,» eiferte ich. «Das wäre mir jetzt noch!»

Friedas Bruder lieh mir sein Flobertgewehr. Ich erinnerte mich, daß Karl May die Löwen mit einem Schuß zwischen die Augen zu erlegen pflegte. Nun hatte ich zwar ein Schützenabzeichen auf dem Waffenrock, aber so ein kleines, bewegliches, lebendiges Wesen zwischen die Augen zu treffen, getraute ich mich doch nicht so recht. «Mußt ihr halt die Mündung auf die Stirne setzen», sagte ich mir.

«Chumm Buuß, chumm chumm!» Sie kam in Erwartung eines Wurstzipfels und folgte mir in das Wachthubelwäldchen. So. Ich hielt die Mündung des Laufes auf ihre Stirne. Sie schnupperte daran und nieste, psi! Das roch nicht nach Wurstzipfel. «Miau!»

Am nächsten Abend hatte ich im Dorfe unten zu tun. So gegen 10 Uhr kam ich heim. Frieda saß auf dem Brunnentrog unter der Linde. Mir wurde recht schwül. Jetzt kommt es! So ein Höseler! Und richtig:

«Die rüdische Katze ist heute abend wieder zum Futtern da gewesen!»

«Ja eben,» sagte ich, «das blöde Flobert schießt im Bogen. Sie ist mir ab. Das ist ein keiben Züüg. Vielleicht trifft der Fritz besser!»

«Merkwürdig», sagte Frieda, «merkwürdig, daß die Kugel noch im Laufe steckt». Sie wies mir die Flinte.

Auf einmal fühlte ich zwei warme Lippen auf meinem Munde, und husch, war Frieda im Hause verschwunden. Die Türe fiel sachte ins Schloß, und da stand ich nun und wußte nicht, wie mir war.

Plötzlich wußte ich es.

UNSCHWEIZERISCHES IM Dudem

Auch im Schriftdeutschen dürfen wir unsere sprachliche Eigenart nicht vollständig aufgeben. Die nachfolgenden Beispiele aus dem Duden, der bei uns zu Unrecht als Sprachbibel gilt, zeigen, um was es geht.

anrainen, *Anrainer* (*Grenznachbar*). Also auch ein Zeitwort: ich *rainere an*. Für uns unbrauchbar.

Beffchen (*Halskragen der Geistlichen*). Möge das im Niederdeutschen so gelten; wir schreiben *Bäffchen*.

Bohnung. Daß man einen Parkettboden bohnt (wächst), ist auch bei uns bekannt; daß man diese Tätigkeit aber *Bohnung* nennt, schon weniger.

Chemikant. Was ein Chemiker ist, wissen wir, aber ein Chemikant? Offenbar ist darunter verstanden, was wir *Laborant* nennen.

Getto (*Judenviertel*). Natürlich heißt es nicht *der*, sondern *das*, und zudem schreibt man es richtig so: *Ghetto*.

Kai (*Uferstraße*). In der Schweiz wollen wir keinen Kai, wir schreiben *Quai*.

krabben (*Gewebe Glätte und Glanz verleihen*). Bei uns heißt das *appretieren*.

mittagmahlen (*ich mittagmahle, gemittagmahlt*). Wir verzichten auf solche Sprachausgeburten und bleiben lieber bei *mittagessen*. Auch *nachtmahlen* ist nicht viel besser, und sogar *abendbroten* ist mir schon in einer deutschen Zeitung begegnet.

Schmicke (*norddeutsch: Ende der Peitschenschnur*). Das ist *das*, was wir in der Schweiz so nennen: *Zwick*.

Stolle (*Weihnachtsgebäck*). Bei uns heißt das Ding *Stollen*.

unheimisch (*auch für: unheimlich*). Nach unseren Begriffen bedeutet *unheimisch*, wenn sich jemand in fremder, ungewohnter Umgebung nicht heimisch fühlt. Anders kann man's nicht auslegen. *Unheimlich* hat für uns einen anderen Sinn.

Die Beispiele sind «Dudens Schreib- und Sprachdummheiten» von K. E. Rotzler (Verlag Francke AG., Bern) entnommen, einer interessanten Schrift, mit der wir uns allerdings nur zum Teil identifizieren können.